Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 24 (1968)

Heft: 5

Artikel: Wort und Verantwortung : Öffentlicher Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Brugg am 17. März 1968 von Der. Hans Sommer, Bern [Fortsetzung folgt]

Autor: Sommer, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420961

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wort und Verantwortung

Öffentlicher Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Brugg am 17. März 1968 von Dr. Hans Sommer, Bern

Konfutse, so wird erzählt, wurde gefragt, womit er beginnen würde, wenn er ein Land zu verwalten hätte. „Ich würde den Sprachgebrauch verbessern." Und er begründete seine Antwort mit dem Hinweis darauf, daß nur genaue Vorstellungen und Begriffe zu rechten Werken führen könnten und daß wiederum diese erst Moral und Kunst ermöglichten. „Gedeihen Moral und Kunst nicht", so schloß der chinesische Weise seine Kausalitätsreihe, „so weiß die Nation nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man nicht, daß in den Worten etwas in Unordnung sei. Das ist es, worauf alles ankommt."

Unser heutiges Anliegen entspricht diesen Ansichten so vollkommen, daß mein Thema auch lauten könnte: Gesunde Sprache als Grundlage einer gesunden Gemeinschaft. Die Fassung „Wort und Verantwortung" soll andeuten, daß für die Zukunft vieles — ich wage nicht zu sagen „alles", wie Konfutse — darauf ankommt, daß genügend viele Menschen ihre Verantwortung der Sprache gegenüber ernst nehmen. Man braucht kein Eiferer zu sein, um einzusehen, daß es mit dem Sprachgebrauch in unserer Gegenwart nicht zum besten bestellt ist. In ein und derselben Zeitungsnummer standen vor einiger Zeit folgende Sprachmuster:

Die Kandidatenzahl fiel spärlich aus.

Es gab sparsame Wahlversammlungen.

Die Kandidaten wiesen großen Kinderreichtum auf.

Es droht eine Verdünnung der Bundeswehr.

Die Britischen Eisenbahnen sind entschlossen an die Elektrifikation geschritten.

In einem Inserat wurde „nebst Skilift" ein ausbaufähiges „kleines Ferienhäuschen" zum Verkauf angeboten.

Nicht wahr, man wäre versucht, das böse Wort zu wiederholen, die Zeitungen seien der „Brennpunkt alles sprachlichen Mißlingens". Aber da die Vorstöße sich nicht auf dieses eine Gebiet beschränken und schlimme Dinge überall auch im mündlichen Ausdruck, sowohl der Hoch- wie der Umgangssprache, geschehen, muß das Urteil allgemeiner gefaßt werden: Viele Sprecher und Schreiber scheinen die Sprache als ihr privatestes Eigentum zu

betrachten, mit dem sie nach Lust und Laune verfahren dürften; sie, die Sprache, ist ihnen eine Art praktischer Universalmaschine, die nur wenige Handgriffe erfordert und keine Pflege verlangt. Diese Leute vergessen, daß die in der Sprache waltende Ordnung weit über den tausend gewöhnlichen menschlichen Vorschriften steht. Sie darf nicht aus Nachlässigkeit verändert oder willkürlich umgestoßen werden, weil sie eine höhere Beglaubigung hat: sie ist verpflichtender Ausdruck unseres Wesens.

Denn das Wort erst macht den Menschen zum Menschen. Schon Aristoteles weiß nichts Besseres vom Menschen zu sagen, als daß er den „Logos" habe, eine Einheit von Vernunft und Sprachbegabung, und rund zweitausend Jahre später kommt der Deutsche Johann Georg Hamann, dessen lichtvolle Schriften als „dunkel" verschrien sind, nicht über diese Feststellung hinaus. Sprache ist ihm die „Mutter der Vernunft und Offenbarung"; „ohne Worte", liest man da, „keine Vernunft, keine Welt." In der Tat: Wer nicht sprechen lernt — man hat Beispiele: Menschen, die in der Wildnis aufwachsen —, bleibt unweigerlich auf einer untermenschlichen animalischen Stufe stehen. Nur durch das Wort bemächtigt sich der Mensch seiner Umwelt; er kennt sie nur so weit, als er ihre Erscheinungsformen und Gesetzmäßigkeiten erkennen und mit Namen belegen kann. Fast will es scheinen, als würden die Dinge erst durch das Wort geboren: „So lernt ich traurig den verzicht: / Kein ding sei wo das wort gebricht", sagt Stefan George. Das Wort scheidet, grenzt ab, schafft Klarheit, schafft Ordnung. Durch die Sprache — und nur durch sie — wird das Chaos zum überschaubaren, sinnvollen Kosmos.

Das Wort verbindet uns aber auch als Menschen miteinander. Ohne das Wort ist keine Gemeinschaft möglich. So wie der Einzelne erst durch das Wort zu sich selber kommt, so kann er sich und sein Wesen dem Mitmenschen gegenüber ohne das Wort nicht kundtun. „Sprich, damit ich dich sehe", soll Sokrates zu einem stumm dastehenden Menschen gesagt haben. Zusammenfassend: Menschenwelt ist Welt des Wortes; oder: das Wort ist das schlechthin Menschliche.

Jeder erfährt die klärende und befreiende Wirkung des Wortes. Jedesmal nämlich, wenn es uns gelingt, unsern Vorstellungen, Überlegungen und Gedanken die richtige sprachliche Gestalt zu geben, fühlen wir uns bereichert, erhoben. „Weil ich den Gedanken beim Wort nehme, kommt er", sagt Karl Kraus. Umgekehrt empfinden

wir es als einen Mangel an Einsicht und Klarheit, wenn wir vergeblich um eine Formulierung ringen; in solchen Fällen sind wir geneigt, dem Weisen aus dem klassischen Altertum rechtzugeben: „Wer die Sache hat, der hat das Wort!“ Wir spüren: hätte ich einen ganz klaren Gedanken, hätte ich völlig klare Vorstellungen, so müßte mir auch das rechte Wort zur Verfügung stehen. Inhalt und Form bedingen sich gegenseitig; Gehalt und Gestalt, Gedanke und Wort bilden eine unlösbare Einheit.

Auch der Begriff Verantwortung ist mit dem Menschsein aufs engste verbunden. In allen Lebensbereichen erweisen sich Glück und Unstern daran, ob Menschen bereit sind, Verantwortungen zu übernehmen, oder ob sie sich dieser mitmenschlichen Aufgabe entschlagen. Der Sinn für Mitverantwortung ist wohl der wichtigste Gradmesser für reifes Menschentum. Ein vollentwickelter Mensch fügt sich freiwillig in die Gemeinschaft ein — Familie, Schule, Gemeinde, Staat — und übernimmt darin die ihm und seinen Anlagen gemäße Aufgabe; der unreife Mensch läßt sich treiben, tut nur, was „man“ d. h. was das anonyme und unverantwortliche Kollektiv eben tut, und fühlt sich nirgends und niemand gegenüber persönlich verpflichtet.

Sicher ist Ihnen, verehrte Zuhörer, längst bewußt geworden, daß schon in rein sprachlicher Hinsicht eine enge Verbindung zwischen „Wort“ und „Verantwortung“ besteht. In „Verantwortung“ steckt „Antwort“, in diesem wiederum der Grundbegriff „Wort“. Antwort heißt Gegenwort und müßte also eigentlich *das* Antwort heißen. Verantwortung ist die menschliche Haltung, die auf einen als verpflichtend erkannten Wort-Anruf mit „Ja“ antwortet.

Meine Damen und Herren, viele Anrufe erreichen unser Ohr. Wir können nicht jedem Folge geben, nicht jeder Schweizer kann in Nepal oder auf einer griechischen Insel oder im afrikanischen Busch Entwicklungshilfe leisten, nicht jeder die Probleme des Bodenrechts oder der Landesplanung fachgerecht entwirren helfen. Die Grenze der eigenen Möglichkeiten zu erkennen, gehört ebenfalls zum Wesen des reifen Menschen, zeugt von Bildung und Bescheidenheit — was übrigens ungefähr dasselbe ist. Manchem Wort aber, das uns zur Mitverantwortung aufruft, sollen und können wir das zustimmende Gegenwort nicht versagen. Man kennt sie: Gewässerschutz und Lärmbekämpfung, Sauberhaltung der Luft, Natur- und Heimatschutz ganz allgemein. Ihre Dringlichkeit ist bekannt und unbestritten. Weniger deutlich vernimmt

man in der Öffentlichkeit den Anruf von der bedrohten Sprache her; begreiflich: hier treten die Unterlassungssünden weniger unmittelbar zutage als auf dem Gebiete materiell meßbarer Vorgänge. Um so klarer, kräftiger sollten wir, die wir wissen, daß das gesunde Wort für gesunde mitmenschliche Beziehungen unentbehrlich und unersetzbar ist, die Verantwortung für dieses menschlichste unter allen menschlichen Gütern empfinden.
Der Gegenstand eröffnet so viele Aspekte, sowohl von der hochsprachlichen wie von der mundartlichen Seite her, daß wir unsere Aufmerksamkeit auf einige wenige Teilgebiete einschränken müssen. Nach grundsätzlichen Bemerkungen soll uns das *Dichterwort* beschäftigen, dann werden wir versuchen, unsern Standort dem *Modewort* und dem *Schlagwort* gegenüber festzulegen. Auch vom *Fremdwort* zu sprechen, wie es das Thema fordern müßte, verbietet die verfügbare Zeit.

*

„Wort" bedeutet nach seiner Etymologie dasselbe wie „Verb" und ist nahe verwandt mit dem Begriff Name. Jedes Wort ist demnach im weitesten Sinne ein Name. Wollen wir das Wort ernst nehmen — und dies ist die erste Forderung im Dienste der Sprache —, so haben wir die Namen, welche Menschen und Dingen, aber auch Vorgängen und Eigenschaften gegeben worden sind, ernst zu nehmen. Dies bedeutet zum Beispiel, um mit einer Äußerlichkeit anzufangen, sie auch genau zu schreiben; wir alle legen ja schließlich auch Wert darauf, daß man unsern eigenen Namen, diesen „schönsten Stellvertreter der Person" (Goethe), nicht verstümmelt. Bismarck schreibt sich mit ck, Hauptmanns Vorname lautet Gerhart, mit Schluß-t, nicht Gerhard, Josef Reinarts Namen enden auf f, nicht ph, und -t, nicht d. Auch die Namen der Helden und aller Nebenfiguren in Dichtungen haben ihre feste Form, also zum Beispiel: Anne Bäbi und nicht Annebäbi Jowäger. Buchtitel, Kapitelüberschriften und Zitate haben ebenfalls Namencharakter; sie textlich und orthographisch bis aufs Tüpfelchen zu respektieren, gehört zu den sprachlichen Anstandspflichten und zu den ersten Lehrlingsaufgaben im Handwerk der Muttersprache. Wie oft wird dabei gesündigt! wie oft ein berühmtes Zitat entweder verstümmelt wiedergegeben oder seinem Autor vorenthalten und einem andern zugeschrieben! Von wem der schöne Satz stammt, daß im Hause beginnen müsse, was leuchten solle im Vaterland, ist vielen, die ihn mit Ernst und

Eifer zitieren, sehr oft unklar und, was schlimmer ist, auch gleichgültig.

Die Erfahrung im Umgang mit der Sprache lehrt, daß es für ein Ding, einen Sachverhalt, ein Gefühl, einen Gedanken im Grunde nur einen einzigen ganz zutreffenden Ausdruck gibt. Sogenannte Synonyme können durch Welten des Gefühls voneinander getrennt sein, andere Begriffe weichen inhaltlich gerade so weit voneinander ab, daß sie zwar in einer nahen Verwandtschaft zueinander stehen, aber doch nicht einfach vertauschbar sind. Beispiel: Hochmut, Stolz, Hoffart, Selbstbewußtsein, Geltungsdrang, Herrschsucht, Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Würde, Haltung: alle diese Wörter haben vieles gemeinsam, decken sich aber keineswegs. Vor einigen Tagen brauchte eine „höhere Tochter" den Ausdruck Zusammenkunft, wo nach dem Sinnganzen nur ein Zusammen*schluß* gemeint sein konnte. Sogenannte Weisheit ist oft bloße Gescheitheit. Einsamkeit kann nützlich, ja segensvoll sein, Vereinsamung ist eine tödliche Bedrohung. Der Physiker Max Born soll gesagt haben, die Weltraumfahrt sei „ein Triumph des Verstandes und ein Versagen der Vernunft". Arbeit und Beschäftigung: Ein Spaßvogel meint, was man selbst tue, sei immer Arbeit; der Kollege dagegen beschäftige sich jeweilen mit dem und dem. Wer seine Sprache verantwortungsbewußt brauchen will, mißtraut also dem sogenannten „erstbesten" Wort, das ihm einfällt; er spürt, daß er die Aussage leicht im Ungefähren und Unverbindlichen belassen müßte. Bertolt Brecht untersucht einmal die Begriffe Disziplin und Gehorsam; er kommt zum Schluß, Disziplin sei „auch ohne Herrscher möglich" und habe „dadurch etwas Edleres an sich als Gehorsam". Man mag mit dieser Deutung einverstanden sein oder nicht: Vorbild ist Brecht hier insofern, als er die Wörter genau prüft, ehe er sie einsetzt. — Vor einigen Wochen bereitete mir die Anfrage eines bernischen Schriftstellers recht viel Mühe, zum Schluß aber auch ein rechtes geistiges Vergnügen. Der Fragesteller wollte wissen, wie es sich eigentlich mit den Begriffen Lebensgefahr und Todesgefahr verhalte, ob man sie einfach als auswechselbare Synonyme betrachten dürfe.

Ich hatte mir diese Frage noch nie durch den Kopf gehen lassen (wie oft brauchen wir doch die Wörter einfach als abgegriffene Scheidemünzen des sprachlichen Verkehrs, ohne nach ihrer ursprünglichen Prägung zu forschen!). Da sind nun also zwei Begriffe, Leben und Tod, die einander gegenüberstehen wie Lärm

und Stille, Licht und Finsternis, Zeit und Ewigkeit —, und in der Verkoppelung mit dem Grundwort Gefahr sollten sie plötzlich sinngleich werden? Die Nachschlagewerke ließen mich samt und sonders im Stich; einzig der Große Brockhaus gab einen gewissen parallelen Hinweis, wenn er erklärte: „Todesstrafe, Kapitalstrafe, Lebensstrafe, die schwerste der Kriminalstrafen". Doch wer würde heute noch von Lebensstrafe sprechen, wenn die Todesstrafe gemeint ist! — Ich mußte also zur Hauptsache experimentierend vorgehen.

Ein zunächst nicht völlig sicheres Gefühl sagt uns, daß grundsätzlich beide Wörter — Lebensgefahr und Todesgefahr — verwendbar sind. „Lebensgefahr beim Berühren der Drähte", so lesen wir an Hochspannungsleitungen, und: „Es ist lebensgefährlich, unmittelbar nach dem Essen ins Wasser zu springen", so tönt es zur Badezeit. An beiden Warnungen ist sachlich und sprachlich nichts auszusetzen. Anderseits: Ein Verunglückter ist ins Spital eingeliefert worden; sagt man, er schwebe in Todesgefahr? Der Verstand erklärt zustimmend: Ja, weil die Gefahr des Todes besteht; wir brauchen ja auch Ausdrücke wie todgeweiht, zu Tode betrübt (oder: getroffen), todmatt, todmüde, und gelegentlich ist von einem todesmutigen Verhalten die Rede, wenn einer seinen Mut bis zur Hingabe des Lebens eingesetzt hat. Aber das Sprachgefühl (vielleicht auch die Erfahrung) hält uns davon zurück, voreilige Schlüsse zu ziehen. „Todmüde" zum Beispiel ist durchaus nicht dasselbe wie „lebensmüde": Wer von einer langen Wanderung durch die vom Herbstglanz übergossene Landschaft heimkehrt, ist möglicherweise zwar todmüde, aber alles andere als lebensmüde; seine Stimmung entspricht vielmehr dem „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält / Von dem goldnen Überfluß der Welt..." Und wären etwa die Wortpaare Lebenskampf/Todeskampf, Lebensangst/Todesangst Synonyme? — Um auf den Verunglückten zurückzukommen: Man wird uns sagen, er schwebe in Lebensgefahr, später, hoffentlich, er sei nun außer Lebensgefahr. Sollte „Todesgefahr" also doch ein untauglicher oder zumindest ein ganz und gar unüblicher Begriff sein? — Schwere, unlogische, rätselvolle deutsche Sprache!

Aber nun fällt uns vielleicht eine Stelle aus dem Schrifttum ein, die weiterhelfen kann.

In Gottfried Kellers „Aroleid", das den Namen jenes „stillen Orts" im Wallis so ergreifend deutet, lautet eine Strophe:

„Ein Berghirt ging in Todsgefahr
Am steilen Firnenrand,
Ihn stieß hinunter dort der Aar,
Wo keiner mehr ihn fand."

Der Dichter braucht das Wort Todesgefahr mit so souveräner Selbstverständlichkeit, daß unsere Zweifel schwinden. Zwar würden wir sagen, der Berghirt habe sich in Lebensgefahr begeben, habe sich an einer lebensgefährlichen Stelle über einem Abgrund befunden (oder so ähnlich). Aber in der dichterischen Schau stört uns das Wort Todesgefahr in keiner Weise. Im Gegenteil: es wirkt gewichtiger, dramatischer, aufwühlender als Lebensgefahr — gerade weil es seltener verwendet wird. Auch Hugo Marti braucht den Begriff „Todesgefahr", und zwar als wirkungsvolles stilistisches Gegenstück zum Ausdruck „Traum vom Leben"; er erzählt in seinem Erinnerungsbuch „Eine Kindheit": „Fröhlich krochen wir zum einen Fenster hinaus in die Welt zwischen Himmel und Erde, zum andern wieder herein in die abgeschiedene stille Spielstube mit den lieben, alten Möbeln, mit den dicken Büchern, den Zinnsoldaten, der Puppenküche: beides war unser Reich, drinnen und draußen, der Traum vom Leben und die Todesgefahr, wir unterschieden es noch nicht, es war beides eins und dasselbe — ein Spiel."

Offenbar ist dies des Rätsels Lösung: „Lebensgefahr" gehört der Alltagswelt und der Alltagssprache an, „Todesgefahr" dagegen ist eher ein poetischer Ausdruck und steht auf einer höhern Stilebene. Wieder einmal erweist sich an diesem Beispiel die Fähigkeit der deutschen Sprache, mit verschiedenen, an sich völlig inhaltgleichen Begriffen verschiedene Ausdruckswerte herzuzaubern, verschiedene Intensitätsgrade zu erreichen. „Haupt" wirkt edler als „Kopf", „Gehalt" vornehmer als „Lohn", „vereint" inniger als „vereinigt", „speisen" feierlicher, gemessener als „essen". Hans Weigel („Lern dieses Volk der Hirten kennen") meint launig, der Genfersee habe ein Gestade, alle andern Schweizer Seen bloß Ufer. So auch ist „Todesgefahr" gefühlsstärker als das leicht verhüllende „Lebensgefahr". Im Italienischen gibt es nur „pericolo di morte", im Französischen nur „danger de mort". Wir Deutschsprechenden haben die Möglichkeit, mit der Wahl des Ausdrucks einen bestimmten Gefühlswert und eine so oder anders geartete Sprachsituation zu erzielen.

Meine Damen und Herren, ich habe dieses Beispiel vielleicht über Gebühr ausgesponnen; halten Sie mir zugute, daß es mich in der

letzten Zeit mehr beschäftigt hat, als das bescheidene Ergebnis vermuten läßt. Um das Gleichgewicht meiner Ausführungen nicht allzu sehr zu stören, möchte ich Ihnen noch eine Studie von Kurt Tucholsky vorlesen. Sie heißt „Mir fehlt ein Wort“ und fügt sich mit ihrer faszinierenden, feinschmeckerischen Eindringlichkeit genau dem Thema unseres Vortrags ein. „Ich werde ins Grab sinken“, sagt Tucholsky, „ohne zu wissen, was die Birkenblätter tun. Ich weiß es, aber ich kann es nicht sagen. Der Wind weht durch die Birken; ihre Blätter zittern so schnell, hin und her, daß sie... was? Flirren? Nein, auf ihnen flirrt das Licht; man kann vielleicht allenfalls sagen: „Die Blätter flimmern... aber es ist nicht das. Es ist eine nervöse Bewegung, aber was ist es? wie sagt man das? Was man nicht sagen kann, bleibt unerlöst — „besprechen“ hat eine tiefe Bedeutung. Steht bei Goethe „Blattgeriesel“?... Was tun die Birkenblätter —? Nur die Blätter der Birke tun dies; bei den andern Bäumen bewegen sie sich im Winde, zittern, rascheln, die Äste schwanken, mir fehlt kein Synonym, ich habe sie alle... Was tun die Birkenblätter? Während ich dies schreibe, stehe ich alle vier Zeilen auf und sehe nach, was sie tun. Sie tun es. Ich werde dahingehen und es nicht gesagt haben.“

Es kann geschehen, daß ein einzelnes Wort den Gang unserer Lektüre hemmt, uns vielleicht im betreffenden Zusammenhang sogar leicht befremdet. Wenn der Barockdichter sagt: „Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden“; wenn Goethe oder Lessing von einer „anzüglichen“ Person sprechen, wenn im „Nathan“ der „bescheidne Richter“ auftritt, so sind die Begriffe Eitelkeit, anzüglich und bescheiden in einem andern als dem heute üblichen Sinn gebraucht. In Gotthelfs Erzählung „Der Besuch“ heißt es von einer Magd, sie sei im Herzen „ganz selig“ gewesen über die „Niederträchtigkeit und Gemeinheit“ der auf Besuch weilenden Tochter ihrer Meisterleute! Niederträchtigkeit und Gemeinheit sind hier das ungefähre Gegenteil der heutigen Begriffe Niedertracht und Gemeinheit. — Solche Funde erinnern den Leser an den Bedeutungswandel, eines der Grundgesetze jeder Sprache; sie zeigen, kurz gesagt, daß jedes Wort seine eigene Geschichte hat. Der genaue Wortsinn oder die Bedeutung eines Ausdrucks zu einer bestimmten Zeit — sie lassen sich oft nur mit Hilfe eines etymologischen Wörterbuches erfassen. Wer seine Sprache liebt und ehrt, empfindet gelegentlich auch sonst das Bedürfnis, den Wurzeln der Wörter nachzugraben. Er erlebt dabei erstaunliche

Entdeckerfreuden, sein Sprachgeist wird geweckt, sein Sprachgefühl erfrischt und gestärkt. Fortan sieht er in der Sprache nicht mehr bloß Buchstaben und leere Wörter (vor denen sich ein Goethe wie vor nichts sonst fürchtete — nach einem Geständnis zu Eckermann); er hört nicht mehr zufällige Laute und Formeln: die Sprache wird ihm ein großes lebendiges Wunder, jedes Wort Offenbarung. „Jede Gedankenlosigkeit, die man spricht, war einmal ein Gedanke", sagt in seiner spitzen Art Karl Kraus. Durch den Blick für die Hintergründe im sprachlichen Dasein werden wir überdies Teilhaber jahrhundertealter Lebensformen; denn die Sprache hat mit ihrem Riesengedächtnis die Erinnerung an tausend Dinge aus längst vergangenen Tagen aufbewahrt; in ihr sind die Erfahrungen und Erkenntnisse von Generationen aufgespeichert. An Beispielen, etwa aus der Zeit des Handwerks mit dem goldenen Boden oder aus der Welt des Rittertums, fehlt es nicht.

Im „Faust" läßt Goethe seinen Helden bekanntlich die Anfangsworte des Johannes-Evangeliums: „Geschrieben steht: ‚Im Anfang war das Wort'" abändern. Nach dem Versuch, für „Wort" (logos) den Ausdruck „Sinn", dann „Kraft" einzusetzen, schreibt Faust „getrost": „Im Anfang war die Tat!" — Die Stelle hat ungezählten „Faust"-Lesern und -Interpreten zu schaffen gegeben. Was soll nun gelten: Im Anfang war das Wort? Im Anfang war die Tat?

Nun, es handelt sich sowohl im Bibeltext wie in Goethes Neufassung offensichtlich um mystische Formeln, die sich einer abschließenden gedanklichen Deutung entziehen. In ihrem Kern weichen sie jedoch nicht so weit voneinander ab, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Die Tat schließt ja wohl das Wort nicht aus, das Wort nicht die Tat. Unvereinbare Gegensätze sind Wort und Tat keinesfalls, können doch vom Wort größte Wirkungen ausgehen. „Das Wort ist unendlich mächtiger als das Schwert", sagt Gotthelf im 18. Kapitel des zweiten Uli-Romans, „und wer es zu führen weiß in starker, weiser Hand, ist viel mächtiger als der mächtigste der Könige. Wenn die Hand erstirbt, welche das Schwert geführt, wird das Schwert mit der Hand begraben, und wie die Hand in Staub zerfällt, so wird vom Rost das Schwert verzehrt. Aber wenn im Tode der Mund sich schließt, aus dem das Wort gegangen, bleibt frei und lebendig das Wort; über dasselbe hat der Tod keine Macht, ins Grab kann er nicht verschlossen werden, und wie man die Knechte Gottes

schlagen mag in Ketten, frei bleibt das Wort Gottes, welches aus ihrem Munde gegangen." Am Schluß spricht Gotthelf vom Göttlichen Wort, aber den Anfang seines Zitats bildet ein Hinweis auf das Menschenwort, und die es zu führen wissen „in starker und weiser Hand", das sind natürlich in erster Linie die Dichter: Gotthelf, der selbstbewußte, unerschrockene Geist, wird dabei auch an sich selbst gedacht haben. Ernst Jünger drückt den Glauben an die Wirkungsmächtigkeit des Wortes ähnlich aus wie Gotthelf, wenn er das Wort die „Zauberklinge" nennt, vor deren Strahl die Tyrannenmacht verblaßt. — Es ließen sich zu diesem Sachverhalt ungezählte Belege anführen, immer fürchteten die Gewaltherrscher die Macht des Wortes. Es sei nur daran erinnert, daß zur Zeit der braunen Tyrannei Schillers vom Freiheitsatem durchwehte Dramen auf deutschen Bühnen nicht aufgeführt werden durften. *(Fortsetzung folgt)*

Ein Vorstoß zugunsten der Muttersprache

An der letzten Jahresversammlung und in der Mai/Juni-Nummer unserer Zeitschrift hat der Schreibende versucht, die Mitglieder zu einem neuen Vorstoß zugunsten unserer Muttersprache aufzumuntern, und hat dazu unter anderm einen Gedanken- und Erfahrungsaustausch im „Sprachspiegel" angeregt. Beginnen wir diese Aussprache hier mit einer ermutigenden Meldung. In einem spontanen Schreiben an den Sprachverein hat die Radioleitung der deutschen und romanischen Schweiz zu diesem Aufruf Stellung genommen. Mit ihrem Brief bekundet sie volles Verständnis für unser Anliegen. Der Sprachverein wird sicher auf eine weitgehende Unterstützung durch die Sendeleitung des deutschschweizerischen Radios zählen können, und dafür sei ihr bestens gedankt.

Weniger erfreulich ist der Umstand, daß unsere Schriftleitung noch fast keine Äußerungen von Vereinsmitgliedern erhalten hat. Rufen wir darum nochmals in Erinnerung, daß nur die Bemühungen *vieler* einigen Erfolg versprechen. Es kann nicht die Aufgabe